

Die Wiederentdeckung des Übens

Plädoyer gegen den Drill in der Erziehung

von Reinhard Kahl

Üben - das klingt für viele wie eine Drohung.

Üben - ist das nicht der Versuch Menschen gegen den Strich zu bürsten?

Den Linkshänder zum Rechtshänder umschulen?

So klingt der eine Sound von Üben. Gewissermaßen ein Exerzieren auf dem Kasernenhof.

Dieses Üben ist zwar vergangen, weitgehend, aber das sitzt vielen noch in den Knochen.

Ein anderes, wieder zu entdeckendes Üben ist die Vervollkommnung des Könnens. Üben als Selbstkultivierung, als Lebenskunst und als ein Weg zur Meisterschaft.

Vor dem Plädoyer dieses Üben zu rehabilitieren, eine kurze Spurensuche im kollektiven Gedächtnis

„Üben ist für Kinder ein Schreckgespenst“, sagte der große Pianist und Komponist Arthur Schnabel und wollte das Wort am liebsten verbieten.

„Ich muss jetzt üben“, sagt der Schüler mit verquältem Gesicht. *Üben* und *müssen* sind bei ihm zu einer freundlosen Liäson verwachsen. Nicht nur bei ihm.

Üben wurde so etwas wie eine zur Bewährung ausgesetzte Vorstrafe auf den sogenannten Ernst des späteren Lebens.

Mit diesem Üben allerdings will man nichts zu tun haben. Und so wurde wieder Mal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Was aber Üben ist, das zeigen uns die Kinder.

Ein Baby zieht sich am Stuhl hoch und fällt hin. Es richtet sich am Hosenbein des Vaters auf und wieder fällt es. So geht das vielleicht monatelang. Erwachsene hätten längst aufgegeben. Aber Kinder machen weiter, bis ihnen das Laufen wie automatisch gelingt. In Phasen der Unlust sammeln sie neue Energie. Aus Leiden bilden sie Leidenschaft. Ohne Leiden geht nichts. Irgendwann kann dann jeder laufen. Laufen ist eine schöne Metapher. Physiologisch gesehen ist es aufgefangenes Fallen, Wechsel von Stabilität in Instabilität, Schritt für Schritt. Beim Laufenlernen macht jeder seinen Grundkurs im Üben. Wir lernen von Fall zu Fall und wir lernen uns im Fallen zu fangen.

Man stelle sich vor, Kinder würden Laufen und Sprechen so lernen wie in der Schule. Erst die Regeln und Theorie. Alles im Sitzen. Dann Anwendungen. Schließlich sechs Wochen ins Praktikum. Ach nein, würden viele Lehrer sagen, keine sechs Wochen Praktikum, wir müssen doch mit dem Stoff vorankommen, lieber nur vierzehn Tage. Wer könnte danach laufen oder sprechen?

Üben ist eben keine Dressur, ist eben nicht die Zwangsumschulung des Linkshänders zum Rechtshänder oder das Einbläuen der Flötentöne. Das sind Perversionen des Übens. Das hervorragende Buch von Heiner Klug, „Musizieren zwischen Virtuosität und Virtualität“ zeigt, wie die Musikerziehung im 19. Jahrhundert kippte. Üben war bis dahin, was man heute kontinuierliche Verbesserung nennen könnte. Bachs Goldberg-Variationen waren Übungen, aber nicht nach dem Muster jetzt üben, um

später etwas zu können. Es waren Erkundungen im weiten Feld von Kunst und Kunstfertigkeit. „Üben und Ausüben“, so Klug, waren das Gleiche. „Übung war jede Beschäftigung mit dem Instrument, jedes Spiel, unabhängig vom Niveau: vom Anfänger bis zum Meister, der Vortrag inbegriffen.“ Übungsstücke waren, „Muster und Anregungsstücke zum Selbsterfinden.“ Lehrer improvisierten zuweilen wie heutige Jazzmusiker und die meisten komponierten zumindest ein bisschen. Üben war eine Wechselwirkung von Ohr und Hand bzw. Mund.

Dann begann das Zeitalter der Rationalisierung. Es kamen Übungsstücke auf den Notenmarkt, zum Beispiel Klavierschulen. Damit ließ sich der Unterrichtsaufwand um den Faktor sechs vermindern. Noten wurden Vorschriften. Üben schrumpfte von einem Selbstverhältnis des Musikers mit Blick auf den Meister, zum direkten Weg von der Note zum Instrument. Dominanz der Technik. Statt eines Spiels, das immer auch indirekt läuft, wurde nun ein kurzer und möglichst perfekter Weg zwischen Note und Instrument angestrebt. Der Übende fand sich störend dazwischen. Durch Üben, Üben und noch mal Üben sollte er sich dünne machen. Das war die Vorschule für eine veränderte Arbeitshaltung.

[Noch Mal Heiner Klug. Er schreibt: „Der Sinn der Übung als Selbstzweck wurde ersetzt durch den neuen der vorbereitenden Übung.“ Das kostete dem Üben seine Seele, die hellwache Präsenz, das Glück ganz gegenwärtig zu sein. Konrad Lorenz nannte dies „Funktionslust“ und Mihaly Csikszentmihalyi hat dafür das Wort „Flow“ geprägt, zum Beispiel die Selbstvergessenheit des Bergsteigers, die Hingabe an eine Sache, der Ernst des Spiels. Eine Haltung, wie man sie bei Kindern, Künstlern, Forschern und guten Handwerkern beobachten kann. Das ist das Gegenteil des aufgeschobenen Lebens, des Darbens auf dem dornenreichen Weg, der keinen Eigenwert hat und dessen Ziel nur selten erreicht wird.]

Der Mensch ist ein krummes Holz, schrieb Kant. Auf das Üben übertragen heißt der Satz: Soll das Holz gerade gehobelt oder soll aus der spezifischen Krümmung eines jeden sein einmaliger Eigensinn gebildet werden? Der Abstand zwischen diesen beiden Varianten ist so groß, wie der zwischen dem Exerzieren auf dem Kasernenhof und den Exerzitien in einem Zen-Kloster.

Was Üben ist, können wir immer wieder am besten von den Kindern lernen. Zum Beispiel in der *Lernwerkstatt Natur* in Mülheim, die der Kölner Erziehungswissenschaftler Gerd E. Schäfer mit seinen Mitarbeitern in einer Schlucht mitten im Ruhrgebiet betreibt. Die Kinder versetzen die Wissenschaftler in Staunen darüber mit welcher Intensität sie bei der Sache sind, zum Beispiel wenn sie sich am Bach tagelang im Schöpfen und Gießen üben. „Das müssen sie in hundert Variationen ausprobieren“, beobachtet Schäfer, „mit Sieb, ohne Sieb, mit Sand im Sieb, mit Erde im Sieb, mit Blättern im Sieb, mit kleinen Flohkrebse im Sieb.“ Bei diesen scheinbar immer gleichen Übungen sind die Kinder auf der Suche nach neuen Variationen und nach Konstanz. Schäfer beobachtet dabei „eine ungeheure Ausdauer.“ Konzentrationsschwäche wurde auch bei Kindern nicht gefunden, die im Kindergarten als konzentrationsschwach gelten.

Die Kinder wollen die Dinge und zugleich sich selbst spüren. Am liebsten würden sie in der Materie baden. In der Wiederholung lernen sie die Dinge und ihre eigenen Operationsmöglichkeiten kennen. Sie beginnen einen Dialog mit den Dingen und mit sich selbst. Es ist als würden sie sich dabei stimmen, so wie man ein Musikinstrument stimmt. Das ist Üben. Wiederholen, variieren, wiederholen. Und vor allem: Do it your way!

Der Philosoph Artur Schopenhauer fragte ja schon, ob der Kopf eine Hand hat, oder ob nicht vielmehr die Hände einen Kopf haben. Jedenfalls hat das Zusammenspiel beider die Evolution der menschlichen Gattung

vorangetrieben, und es ist für jeden Einzelnen erneut ein entscheidendes Lernmedium. Dabei entdecken die Kinder noch einmal, was die Koevolution von Kopf und Hand hervorbrachte, das Werkzeug. „Sobald die sinnlichen Mittel nicht mehr ausreichen, suchen sie Werkzeuge“, beobachtet Gerd E. Schäfer in der *Lernwerkstatt Natur*. Sich im Gebrauch der Werkzeuge zu üben, sei wichtiger als das vorschnelle Beibringen von Wissensinhalten. 10 000 Stunden sagt man, müsse ein Musiker oder guter Handwerker sein Instrument geübt haben: wiederholen, variieren, wiederholen.

Wer lernen will, muss immer schon etwas können. Pädagogen hatten hier die richtige Intuition: "Man kann nur etwas lernen, von dem man schon etwas weiß", sagte Maria Montessori. Die Hirnforschung bestätigt diesen Zusammenhang heute auf ihre Weise. "Unser Gehirn kommt mit einem ungeheuren Schatz an Vorwissen auf die Welt", argumentiert Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung, und fährt fort: "Dieses in der Architektur des Gehirns angelegte, von der Evolution mitgegebene Wissen wird während der Lebenszeit ergänzt und genutzt, um die Welt wahrzunehmen. Wahrnehmen ist, so gesehen, das Bestätigen vorformulierter Hypothesen."

[Hirnforscher wie Singer, aber auch Kognitionspsychologen und vom Konstruktivismus beeinflusste Pädagogen rücken das Lernen schon bei Säuglingen in die Nähe des Forschens. Das tönt gewiss manchmal überhöht. Aber es gibt eine ähnliche Struktur bei Forschern und Lernenden.] Zwischen neuen Wahrnehmungen und bisherigem Wissen kommen Differenzen auf. Das führt zu Unsicherheit. Es entstehen Fragen. Die Neugier treibt weiter. Hypothesen werden gebildet und ihnen gemäß wird experimentiert. Im Labor oder in der Feldforschung werden Versuchsreihen definiert, Kinder machen es ähnlich, allerdings wollen sie niemals nur etwas wissen, sie wollen etwas können. Sie wollen ihre Kompetenz steigern.

Kompetenz kann nicht so übernommen werden, wie man Wissenshäppchen zu sich nimmt.. Andere und sich selbst beobachtend versuchen Kinder sich dem Ziel anzuverwandeln. Sie ahmen nach. Sie probieren eine Sache tausendmal und häufiger, denn Kopieren ist nicht möglich. Und weil die üben Lernenden das Neue immer in ihre bereits vorhandenen Wahrnehmungs- und Kompetenzarchitekturen einpassen müssen, ist die Nachahmung immer auch ein Selbstversuch. Dieses Üben verwandelt und stärkt die Person. Entwürdigendes Üben, das manch einem noch in Erinnerung ist, hat das Selbst nicht gestärkt, sondern geschwächt, denn es sollte möglichst gleich alles richtig gemacht werden. Mit der Zeit zum Üben wurde geheizt. Der Anspruch auf Perfektion aber erzeugt Versagen.

Reinhard Kahl * 1948, Erziehungswissenschaftler, Journalist und Filmemacher. Im Zentrum seiner Arbeit stehen die Lust am Denken und Lernen, die Zumutung belehrt zu werden und die endlosen Dramen des Erwachsenwerdens. Zahlreiche Preise (Grimme, Civis). Gründer des Archivs der Zukunft www.archiv-der-zukunft.de , aus dem das gleichnamige Netzwerk hervorgegangen ist www.adz-netzwerk.de . Lebt in Hamburg und dem Hühbeck im Wendland: www.reinhardkahl.de